

## **Zur Eröffnung der Ausstellung von Treppenfotos im Weißen Turm, Darmstadt**

Ich muss Ihnen gestehen: Was das Fotografieren angeht, bin ich ein Amateur, ich habe weder eine einschlägige Ausbildung, noch habe ich jemals an einem einschlägigen Kurs teilgenommen - also keine Ahnung von Fototechnik. Das macht alles das Programm in meiner Digitalkamera. Aber ich würde sagen, ich fotografiere so wie ich Englisch spreche. Auch da habe ich keine Ausbildung, aber nach viel Praxis ein ausgesprochenes Gefühl für das was richtig ist - ohne es wirklich zu wissen. Zur Sicherheit wüsste ich beim Schreiben schon manchmal gerne die Regel. Genauso beim Fotografieren. Also überhaupt nichts gegen Technik.

Dennoch, Fotografie ist in erster Linie Sehen, eine andere Form des Sehens, vermittelt zwar durch den fotografischen Apparat, aber hauptsächlich bestimmt von Sehgewohnheiten. Unser fotografisches Sehen ist heute vor allem geprägt von den Medien, die ausschließlich auf Verführung und Kaufanreiz aus sind. Werbemedien! Unser Sehen ist von Inszenierungen geprägt, ergo inszenieren auch wir, wenn wir fotografieren. Wir schönen und idealisieren mit allen Mitteln der Kunst: den Formen, Farben, dem Licht und was sich sonst noch so alles anbietet. Wir sehen und es wird nur noch gesehen, wie wir es kennen. Im Design gilt es eben deshalb als unerlässlich, sich an das zu halten, was von der Zielgruppe schon gelernt ist oder entsprechende Lernprozesse in Gang setzten, wenn man was anderes will. Denken Sie nur, wie lange Sie manchmal brauchen, um sich an ein neues Automodell zu gewöhnen.

Als ich vor 30 Jahren zum ersten Mal durch die USA gereist bin, habe ich dort nur gesehen und fotografiert, was ich von der Marlboro-, Coca-Cola-Werbung und Westernfilmen kannte. Ich hatte nur für das einen Blick, was ich sowieso schon kannte. Meine Kamera bestätigte nur, dass es so ist. Erst als ich in Las Vegas aus Langeweile angesichts der banalen Kulisse im Tageslicht sieben Schwarz-Weiß-Filme am Stück verschoss, fing ich an, auch anderes zu sehen. Dazu später mehr.

Bleiben wir erst einmal bei den Sehgewohnheiten. Bis zum letzten Samstag waren an dieser Stelle Bilder vom Besuch Andy Warhols 1971 im Landesmuseum Darmstadt zu sehen. Die Bilder zeigten einen höchst authentischen Warhol, der über bald sieben Stunden die ausgestellten Bilder und Objekte förmlich in sich aufsaugte, immer ganz bei der Sache, während die meisten anderen Figuren um ihn herum etwas von seiner Berühmtheit abbekommen wollten - voll auf den Starrummel abfahren, wie ihn die Medien aufbauen.

Ich will nicht über diese Bilder reden, sondern über die Authentizität Warhols. Seine Kunst besteht gerade darin, die oberflächliche Ästhetik der Konsum- und Warenwelt ungebrochen zu übernehmen. Indem er sie aus dem Zusammenhang reist und zur Kunst erhebt, erzwingt er einen neuen Blick, der die Verführungsstrategien dieser optischen Scheinwelt bloßlegt. Indem er die Bilder gar noch rapportiert, enttarnt er deren gnadenlose Oberflächlichkeit erst recht. 1985 veröffentlichte er das Fotobuch „America“. Untertitel: „America really is The Beautiful“. Es zeigt die Celebrities des Landes in ungeschminkter Schwarz-Weiß-Schnapp-Schuss-Ästhetik. Da

ist rein gar nichts mehr von dem Glamour, wie ihn uns die Hochglanzpresse präsentiert. Ganz im Gegenteil, es ist manchmal schon fast peinlich zu sehen, wie die Abgelichteten Ihrem Bild in der Öffentlichkeit gerecht werden wollen. Doch Warhols respektloser fotografischer Blick versagt Ihnen die Verklärung. Er zeigt die Schönen eben nicht in Schönheit.

Sie sehen hier die ausgewählten Arbeiten eines Wettbewerbs zum Thema Treppe. Nun gibt es an Treppen wohl wirklich nichts zu entlarven. Das spannende hier ist vielmehr, dass jeder der beteiligten Fotografen einen anderen Blick auf dieses eine Thema wirft, dass sie ganz unterschiedliche Herangehensweisen an das Thema an den Tag legen. Ich denke, das war auch der Sinn des Wettbewerbs, neue, unterschiedliche Sichtweisen auf die Treppe zu finden. Den Blick zu schärfen und vielleicht sogar zu reflektieren, in Frage zu stellen. - Denn hier liegt das Problem, das uns die schöne neue Medienwelt eingebrockt hat. Wir konsumieren die Bilder, einerlei ob es um Celebrities, Luxusautos, Umweltkatastrophen oder Krieg geht. Nichts regt sich mehr. Die Bilder bleiben Oberfläche. Die Frage an diese Bilder hier könnte also sein, zeigen sie mehr als Oberfläche, mehr als die alles durchdringende Ästhetik der Waren. Oder bleiben sie gefangen in diesen Sehgewohnheiten.

Wie war es eigentlich bevor oder als die Fotografie erfunden wurde. Walter Benjamin berichtet in seiner Geschichte der Fotografie, dass die ersten Fotografen sich nicht getrauten, Personen-Fotografien länger als mit einem beschämten Blick zu betrachten. Die Menschen erschienen auf den Fotos wie nackt, nie zuvor hatte man so tief in die Seele eines Menschen geschaut. Längst schon sehen wir nicht mehr in die Seelen, wenn wir Fotos anschauen. Ich möchte gar behaupten, das fotografisch vermittelte Sehen blendet uns. Es stumpft uns ab und macht uns blind.

Andererseits halte ich die Fotografie für die einzige Möglichkeit, wieder oder überhaupt sehen zu lernen. Denn - wer fotografiert sieht von vorne herein schon mal mehr, denn die Fotografie, das Objektiv hält Einstellungen fest, die das Auge so niemals filtern kann. Das Auge schweift und macht sich ein Bild vom Ganzen, hält das eine fest und blendet das andere aus. (Beispiel Decke). Dennoch kommt man meiner Meinung nach an die Dinge erst näher heran, wenn man sich in einen Zustand gesteigerter Wahrnehmung hineinfotografiert.

Auf der Documenta 11 (Kassel, 8. Juni - 15. September 2002) nahm die Fotografie einen ungewöhnlich breiten Raum einnahm. Bernd und Hilla Becher zeigten da eine Serie von 15 Fachwerk-Giebelwänden, auf denen die einfache Holzbauweise während des Betrachtens allmählich zu etwas ganz Einzigartigem wurde. Grafische Muster schälten sich ab und verselbständigten sich. An anderer Stelle hingen Fotostrecken an der Wand, die solange einer Wohnstraße folgten, bis man selber dort angekommen war. Am Ende zogen sie den Betrachter in das Geschehen am Straßenrand hinein. Das erinnerte mich daran, dass ich ähnliches auch schon in Las Vegas erlebt hatte. Je länger ich damals fotografierte, um so mehr begann ich zu sehen, umso intensiver begann ich zu empfinden und umso rasender fotografierte ich. Dem großen Boulevard folgend fotografierte und sah ich Dinge, immer mehr Dinge, die ich ohne Kamera niemals wahrgenommen hätte. Die Fotoserie und das serielle Fotografieren verdichten offenbar die Wahrnehmung.

Tatsächlich unterbricht das serielle Fotografieren den Lauf der Dinge. Es verändert die Art des Empfindens, macht das Erleben intensiver, es gibt das Gefühl, durch die Kamera irgendwie intensiver zu leben. Ich gerate da schon mal in einen rauschhaften Zustand, in dem ich die Realität nur noch als Stoff wahrnehme, mit dem ich sie neu erfinde. Das ist dann keine Dokumentarfotografie mehr. Ich sehe die Dinge mehr und mehr auf meine Art, ich drücke aus, was mich angesichts der Realität bewegt. In der Art, wie ich sie anschau, spiegele ich mich selbst wieder, finde ich meinen eigenen Standpunkt und werde ich schließlich mit mir selbst konfrontiert.

Hier passiert dann das, was ich für den eigentlichen künstlerischen Prozess halte. Ob Sie zeichnen, malen oder schreiben, immer brauchen Sie eine längere Anlaufzeit (gut und gern ein bis zwei Stunden), um dann für eine relativ kurze nur mit Ihrem Objekt oder Thema eins zu werden. Wo dann nichts mehr dazwischensteht, wo es sich Ihnen unverstellt mitteilt. Weshalb der Schweizer Schriftsteller Max Frisch immer anfang zu schreiben, ohne zu wissen, wo er enden würde. Das Schreiben als ein Verfahren, vorurteilslos an sich und die Dinge heranzukommen, von dem und denen er eben noch nichts wusste. Weshalb auch die berühmte Schulfrage Quatsch ist, was uns denn der Dichter damit sagen wollte. – Was hat der Dichter gefunden, oder in unserem Falle: Was hat der Fotograf gesehen, was hat er entdeckt?

Wenn man aber so unbefangen an etwas herangehen möchte, kann man ganz schnell seine Unbefangenheit verlieren. Man wird zunehmend dabei gestört. Beliebige erscheinende Szenen erweisen sich auf einmal als Themen, die einen schon immer faszinierten. Wie bleibe ich unpräzise? Wie vermeide ich Klischees? Wie entziehe ich mich Konventionen, Bildordnungen und Sehgewohnheiten ohne meinen Gegenstand gleich wieder mit meiner persönlichen Handschrift zu deformieren? Wie kann ich unbefangen bleiben?

Jean Genet spricht in diesem Zusammenhang von der „Jagd nach der unmöglichen Bedeutungslosigkeit“. Man hat immer das Gefühl, kaum dass man angefangen hat zu fotografieren, einem Sehschema zu erliegen und gerade deshalb noch viel weiter gehen zu müssen. Aber man bekommt niemals das, was man sich vorgestellt hat. Man kommt niemals nah genug heran an das, was man erlebt. Man hat immer nur das Gefühl, ganz dicht dran zu sein. Kann das Foto je so stark sein wie das Erlebnis, das mich berührt. Erwartet man nicht zurecht vom Fotografieren, dass die Bilder enthüllen, was er oder sie empfand, was wirklich war. Ich jedenfalls bin meistens enttäuscht, wenn ich meine Bilder dann das erste Mal sehe. Sie wecken nur noch Erinnerungen an die Situation außerhalb des Bildes oder sie verselbständigen sich ganz. Sie stoßen sie an – die Erinnerung, aber ich erinnere sie nur, weil ich sie fotografiert habe, nicht etwa weil sie vor mir läge. Es ist schon verzwickelt. Wenn ich ehrlich bin, beschränken sich meine Urlaubserinnerungen am Ende fast nur noch auf die Bilder, die ich nachher auf dem Bildschirm zu Hause gesehen habe. Und, seien Sie mal ehrlich, geht es Ihnen nicht genauso? – Mit der seriellen Fotografie scheint man da weiter zu kommen.

Das serielle Fotografieren öffnet den Blick auf die Wirklichkeit. Wo es nicht mehr um das Einzelbild, um das Bild als solches geht, gibt

es auch nicht mehr den Zwang, etwas Einzigartiges schaffen zu müssen. Dort entsteht nicht mehr das Verlangen nach formaler Originalität, einer persönlichen Handschrift, nach beispielloser Wahrnehmung, nach einer noch nie da gewesenen Bildsprache, die sich möglichst weit von allen Konventionen, Stilen, Vorbildern und Sehgewohnheiten entfernen möchte. Beim seriellen Fotografieren geht es nicht um Bilder, die man noch nie gesehen hat, sondern um die Wirklichkeit hinter den Bildern. - Und ich vermute mal, dass eine Reihe von Bildern zum gleichen Thema - wie hier - auch den Blick irgendwie befreit.

Vielleicht betrachten Sie die Ausstellung auch mal unter diesem Aspekt.

Gerd Ohlhauser  
02.09.09